

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 219 (1940)

Artikel: Schild und Wappen : Erzählung

Autor: Lendi, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schild und Wappen.

Erzählung von Fritz Lendi.



Ser Chronist schreibt das Jahr 1620. Es ist Maienzeit. Die Berge — Falknis, Kalanda, Vilan — tragen mächtige Zuckerlappen und das Tal, die Dörfer und Weiler, sieht man vor Blüten kaum. Am Ufer der Landquart, dort wo sie sich gleich einer liebenden Braut dem jugendfrischen Rheinstrom in die Arme stürzt, wandern zwei Menschen, die Hände fest ineinandergelegt, sich ab und zu in die dunklen Augen blickend. Sie singt ein Lied und er lauscht. Nun sezen sie sich auf einen hemoosten Stein und blicken sinnend in die brausende, gurgelnde Flut. Beide zählen kaum 23 Jahre, gleich dunkles Haar spielt um ihre gebräunten Wangen und beide tragen beinahe den gleichen Rufnamen. Er heißt Luzius Dolf, sie Luzia von Salis. Von Kindesbeinen auf kennen sie sich, schon viele Jahre spielen sie zusammen und stecken beinander. Er ging oft hinunter nach dem Schloß Marschlins, das mit seinen vielen Türmen am Fuße der Valziner-Wand liegt, einsam und still, abseits von der lärmenden Heerstraße, umkränzt von schlanken Tannen und Pappelbäumen — und sie ging oft hinüber zu ihm nach dem großen Haus zu Igis. Heute sind sie wieder zusammengekommen; sie haben gespielt, gelacht, gescherzt wie einst. Doch da fühlen sie plötzlich etwas Fremdes in ihren jungen Herzen erwachen. Sie schauen sich in die Augen und lesen dort: „Du hast mich lieb, Luzia!“ sagt Luzius und küsst sie auf die Lippen. Es ist das erstemal.

„Luzius“ ruft Luzia und stürzt sich zu ihm hin wie die Landquart zum Bräutigam Rhein und sie halten sich fest umschlungen, als wollten sie gleich den

Wassern zu ihren Füßen vereint durch den blühenden Frühling wandern.

Luzia von Salis ist eine Halbwaise. Die Mutter hat sie nie gekannt; die hatte den letzten Seufzer getan, als Luzia den ersten Schrei von sich gab. Und der Vater, Obrist Wolfgang von Salis, hei, das ist ein wilder Degen und reitet viel im Land herum. Bei jedem Fähnlilupf ist er dabei und ist ein Kriegsmann vom Scheitel bis zur Sohle. Und seine Ursula, die Schwester ihres Vaters, ist ein gar stilles Fräulein, mit ernstem Gesicht, die wenig spricht und den ganzen Tag hinter dem Rocken sitzt. Selten ist ihr Bruder Wolfgang zu Hause, und so ist es still und einsam auf dem Schloß Marschlins, und selbst das Lachen und Singen der fröhlichen Luzia vermögen nicht ihre Stirn zu glätten. Dabei ist sie stolz auf ihres Hauses Schild und Wappen, hält von der gemeinen Frau und dem gemeinen Mann Distanz, sieht es auch gar nicht gern, daß der junge Dolf aufs Schloß herüberkommt, und hat Luzia verboten, nach dem großen Haus zu Igis, zu Luzius Dolf, zu gehen. Aber Luzia und Luzius finden sich doch, so wie sie sich heute wieder gefunden haben.

Hauptmann und Landammann Christen Dolf zu Igis ist ein weit im Land herum hochangesehener Mann. Er sitzt in seiner Stube am großen Schieferisch, und die alte Pia trägt die Abendsuppe auf. Landammann Dolf ist ein Bauer, und doch hat er etwas Vornehmes, Ritterliches an sich. Sonnenbrannt ist sein Gesicht, die Nase schwach gebogen, die Augen dunkel, die Brauen groß und buschig, sein auf die Brust niederfallender Bart und sein Haupthaar sind beinahe schwarz, mit grauen Silbersäden durchzogen, und über die Nase gegen das rechte Auge hin trägt er eine auffallende Narbe.

Der große, breitschultrige Landammann Dolf trommelt mit seinen Fingern auf den Tisch und blickt ungeduldig bald auf den leeren Platz neben ihm, bald nach dem Fenster.

„Hei Pia!“

Pia, die Magd horcht auf, und weiter spricht er: „Wo steckt denn Luzius? Ein langer Weg scheint's bis nach Malans hinüber.“

Pia, eine Frau, wohl schon weit über 70 Jahre alt, mit ernsten, scharfsblickenden Augen, schöpfst ihm die Suppe langsam und vorsichtig in den Teller, um ja kein Tröpflein zu verschütten, und antwortet ernst:

„Ja — nach Malans ist's weit!“

„Was weit, ich hab' den Bub um vier Uhr fortgeschickt, der hätte schon lange vor sechs Uhr hier sein können, und nun ist es schon —.“

Es schlägt vom nahen Kirchturm sieben Uhr. Pia setzt sich auf die Stabelle ihm gegenüber, legt die verwerchten Hände in den Schoß und blickt sinnend vor sich hin.

„Christen“ — beginnt sie — „Christen, ich bin schon lange hier in diesem Haus. Ich habe deinen Vater gekannt, als er noch ein Bub war, ich habe dich auf meinen Armen getragen, ich habe hier Särge

mit Blumen geschmückt, ich habe Rosen gerüstet für Hochzeitsfeste — schon lange bin ich hier, ich habe viel gesehen.“

Dolf legt den Löffel nieder und schaut verwundert zu ihr hinüber.

„Christen, einst schlügen sie dir die Narbe dort auf der Stirn — —“

„Heissa“, fällt ihr Dolf ins Wort, „das war ein wilder Tanz damals, und der, Pia, der mir mit dem Degen auf meinen harten Schädel hieb, hat ins Gras gebissen, jenem langen La- ban hat's der Christen heimbezahlt.“

„Christen, vorhin hast du gesagt, es sei ein langer Weg hinüber nach Malans. Ich weiß, wann du hinüber nach Malans gehen oder reiten mußtest, kamst du lange nicht zurück. Aber auf diesem Wege hast du dir einst eine Wunde geholt, die tiefer ging, als jene, die dir damals der lange La- ban mit seinem scharfen Degen schlug.“

„Schweig von dem, Pia, das ist vorbei.“

„Christen, der, auf den du wartest, geht, wie einst du gegangen bist, aufs — —“

Hauptmann Dolf fährt empor, ein schmerzlicher Zug durchzuckt sein Antlitz, und erfaßt der alten Pia Schultern halb herausfordernd, halb flehend.

„Aufs Schloß, nach Marschlins, wolltest du sagen, zu Luzius von Salis?“

„Ja,“ antwortet Pia.

„Es pocht an die Tür. Christen setzt sich verwirrt auf seinen Platz, und Pia erhebt sich.

„Herein“, ruft er, taucht den Löffel in die Suppe und isst wie zuvor.

Luzius betritt die Stube.

„Guten Abend Vater — verzeiht, ich bin — —“

„Schon gut, setzt dich erst und is.“

Der junge Dolf setzt sich, salutet die Hände und spricht leise das Tischgebet. Nachdem Luzius den Teller gefüllt hat, ist es still in der großen Stube. Man hört nur hin und wieder die Löffel an die

Zinteller schlagen und ab und zu die Suppe aus Pias Löffel in den Teller niedertropfen. Nie wird im Hause der Dolf bei Tisch gesprochen. Sie tragen graue Bauernkleider, aus grobem, selbstgewobenem Tuch, sie haben weder Schild noch Wappen, noch Rittermantel; und doch sind sie edel vom Kopf bis zur Fußsohle, und treu und tapfer bis auf die Knochen.

Die Sonne schießt ihre letzten Pfeile durch die Buchenscheiben in die Stube und küßt den mit bunten Bildern und sinnigen Sprüchen bemalten Kachelofen.

Dann läßt sie ihre Strahlen über den großen Kasten mit den vielen eingelegten Figürchen, über das Antlitz der verstorbenen Hausfrau, der Frau Landammann, die aus einem mächtigen Goldrahmen als Ölgemälde auf die Tischgesellschaft niederblickt, tanzen und verkriecht sich dann hinter dem Rücken des mächtigen Calanda. Pia geht in die Küche, wo die Knechte die Abendsuppe einnehmen und kommt gleich wieder zurück mit einer Platte voll Türkembrei. Christen Dolf zerzieht das Stück Bindenfleisch, das sich auf einem flachen Holzteller befindet, in feine Scheiben, holt vom Ofenhusk die schwere zinnerne Kanne und füllt die Becher mit perlendem Weltliner. Langsam und bedächtig wird gegessen und getrunken. Dann

spricht Christen Dolf das Dankgebet. Pia räumt den Tisch ab, und Luzius hilft ihr die Teller und Becher in die Küche tragen. Hauptmann Dolf nimmt Zunder und Feuerstein und zündet das Talglicht an, das an einer langen Kette von der kunstvoll geschnittenen Decke herunterhängt.

Der Tisch ist abgeräumt, Pia hantiert in der Küche, und Dolf heißtt seinen soeben eintretenden Bub sich setzen. Gewaltige Schattenbilder werfen die beiden Gestalten an die Wand und die Mutter lächelt glückselig aus ihrem Rahmen zu ihren Lieben nieder.

„Luzius“, beginnt der Vater, „du hast dich heute unterwegs noch irgendwo aufgehalten!“



Luzius wird verlegen, er errötet, und Landammann Dolf erhebt sich.

„Luzius, ich habe nichts gegen Luzia von Salis. Doch Bub, ich sage dir, geh nicht mehr zu ihr, sonst wird sie dir eine tiefe Wunde schlagen, die nie mehr heilen wird!“

„Aber Vater, Luzia mir eine Wunde schlagen? Sie kann nicht schlagen, sie hat, und ich hab sie auch —“

„Sieb habt ihr euch, ja du bist ehrlich, du hast vor mir keine Geheimnisse. Sie kann nicht schlagen, sagst du — ja du hast recht, sie nicht; aber andere hauen drein!“

„Vater, andere hauen drein . . . ?“

„Schau, Bub, ich möchte es dir von Herzen gönnen, wenn du einst die brave Luzia von Salis zum Präfikanten führen dürfstest — jedoch — —“

„Sedoch?“ sagt Luzius und blickt fragend zum Vater auf.

„Luzius, es ist eine dir unbekannte Geschichte, die ich dir erzählen werde, ich glaube aber, du siehst alt genug, um sie zu verstehen. Es lebte hier im Dorf ein Bauernbub. Der Bub war recht und aus gutem, angesehenem Hause. Und drunten auf dem Schloß Marschlins lebte damals ein Mädchen. Ihr Vater war gestorben, und so kam sie und ihre Mutter aus dem Bergell herüber nach Marschlins, wo sie bei ihren Verwandten samt der Mutter aufgenommen wurde. Schön war das Mädchen und brav und gut mit jedermann. Jener Bub liebte sie und sie ihn auch. Sie gelobten sich, allen Stürmen, die da kommen würden, zum Trost treu zu sein. Die Stürme kamen! Des Mädchens Oheim, des Mädchens Mutter flehten sie an, den Bub doch aufzugeben, und sie zeigten ihr des Hauses Schild, des Hauses Wappen. Das Mädchen blieb fest. Die Mutter, stolz und adelig, wurde krank und welkte dahin. „Ich überleb' es nicht, daß unser Kind des Hauses Schild beschmutzt“ sprach sie.

„Schwere Kämpfe waren dem Mädchen beschieden. Die Mutter oder den Liebsten. Sie unterlag und reichte ihrem Better Wolfgang die Hand.“

Christen Dolf schweigt und führt den Becher an den Mund. „Aber ein Jahr darauf“, fährt Dolf fort, in der gleichen Stunde, als ihr Lächerchen das Licht der Welt erblickte, ist sie auf ewig eingeschlummt.“

„Und der Bub aus dem Dorf, Vater?“

„Er trägt eine tiefe Wunde, die nimmer heilen will.“

„Wolfgang von Salis nanntet Ihr, Vater, des Mädchens Better, der sie später zum Ehemann nahm. — Heißt nicht Luzius Vater so?“

„Du hast's erraten, Bub, 's war deiner Liebsten Vater, und Luzia von Salis, sein Weib, war ihre Mutter.“

„Vater — und — der Bub“

„War — — ich!“

Nun schaut Luzius den Vater scharf, fast herausfordernd an, wendet langsam den Kopf von ihm ab und blickt an die Wand zumilde seiner Mutter,

und stockend, wie von einem, der eine furchtbare Enttäuschung erlebt hat, kommen die Worte über seine Lippen:

„Vater — Ihr — wart — der Bub — Vater — und Ihr sagt, daß die Wunde nie mehr heilen will — — ?“

Landammann Dolf geht zu ihm hin, legt die Hand auf seine Schultern und spricht leise:

„Schau, Luzia von Salis habe ich nie mehr vergessen. Deine Mutter wußte es wohl. Sie hat die Hände Tag für Tag auf meine Wunde gelegt — bis sie vernarbte. Die Narbe blieb. Und an jenem sonnigen Tag, da der Herrgott dich uns schenkte, war die Mutter es, die da lächelnd sagte: Wär's ein Mädchen gewesen, hätt' es Luzia heißen müssen, da es aber ein Knabe ist, taufst ihn Luzius.“

Noch lange halten Christen Dolf und Luzias Zwiesprache. Längst sind die Bewohner des großen Hauses zu Taxis zur Ruhe gegangen. Das Tallicht ist am Sterben, und Hauptmann Dolf reicht seinem Sohn die Hand.

„Laß uns schlafen gehen.“

Luzius verläßt das Gemach und geht nach seiner Kammer. Christen Dolf ist allein. Das Tallicht erloscht. Vom Kirchtum schlägt es 12 Uhr. Dann ist es still, unheimlich still. Christen tastet nach der Tür. Dann berührt seine Hand etwas Kaltes — seinen Degen. Er bleibt stehen, die Hand auf das kalte Eisen haltend. „Hei“, denkt er, „wie manchmal hab' ich dich über den Köpfen der Feinde geschwungen, hei, wie hab' ich gestritten, gekämpft für die Freiheit meines Volkes.“ Dann kommt es plötzlich wie ein Schur über seine Lippen:

„Kämpfen, ringen will ich nun auch für dich, Bub, für das Glück meines Luzius und für das Glück auch deines Kindes — Luzia von Salis!“

Der folgende Tag ist ein Sonntag. Die Sonne steht schon hoch am Himmel, und die Knechte haben schon längst das Vieh besorgt und zu Morgen gegessen, als Landammann Dolf und Luzius sich in der Stube Guten Morgen sagen.

„Luzius, dein Vater wird dir helfen, er wird mit dir kämpfen.“

„Vater — Ihr wollt — — ich danke Euch.“

„Ja, ich will.“

„Vater, habt Ihr nichts gehört, gestern Nacht?“

„Den Wächter singen, sonst aber hab' nichts vernommen.“

„Nachdem ich meine Kammer betreten hatte, hörte ich Hufe schlagen. Ich sprang ans Fenster und ich sah zwei Reiter durch des Dorfes Gassen galoppieren. Sie sind von Zizers hergekommen. Ich habe sie erkannt. Wolfgang von Salis von Marschlins war es mit einem seiner Knechte.“

„Nun ist er da, mit dem wir fechten müssen, Bub.“
„Fechten?“

„Ja, das gibt einen harten Strauß, mein Luzius. Stolz ist er und gar verächtlich schaut er von seinem großen Gaul auf das Bauernpack herunter, wie er uns gar oft zu nennen pflegt.“

Die alte Pia öffnet die Stubentür.

„Hört ihr denn gar nichts, man läutet das letzte Zeichen, ihr wollt doch den Kirchgang nicht versäumen!“

Pia, das Gesangbuch unterm Arm, wünscht gute Andacht und geht. Luzius holt die Gesangbücher aus dem Schrank und beide, Vater und Sohn, machen sich auf den Weg. Sie haben nicht weit. Einen Steinwurf nur vom großen Haus entfernt erhebt sich der Kirchbühl, auf welchem die kleine Kirche steht. Der Vater geht ins Schiff, während Luzius auf die Empore steigt. Er setzt sich auf die vorderste Bank und blickt suchend ins Schiff hinunter. Plötzlich geht ein Räuspern und ein Flüstern durch den Raum der Kirche, und ein sonderbares, feines Rasseln dringt an Luzius Ohr. Ein großer, breitschultriger Mann, den Degen an der Seite, die Sporen an den langen Stiefeln, das Federbarett in der linken Hand, die Rechte ein kostbares, silberbeschlagenes Gesangbuch umfassend, schreitet langsam nach dem Vordergrund des Gotteshauses. Es ist Obrist von Salis von Marschlins. Ihm folgen seine Schwester Ursula und Luzia. Sie setzen sich in die Herrenstühle. Schon besteigt der Prädikant die Kanzel, und die Gemeinde erhebt sich zum Gebet. Bei Luzius will die Andacht nicht recht kommen. Immer wieder muß er nach Wolfgang von Salis blicken, dann aber wieder nach Luzia. Steif sitzt Ursula von Salis da, die Hände krampfhaft um ihr schönes Gesicht geschlungen. Jetzt wandert Luzius' Blick nach der Luzia. Ihr Kopf ist gesenkt. Jetzt aber wendet sie ihn langsam nach der Empore hin. Luzius und Luzia ist, als seien sie ganz nahe beieinander gewesen, aber nur einen ganz kurzen Augenblick, dann läßt sie ihren Kopf wieder auf den Busen niedersinken und streichelt mit den Händen über ihr Gesangbuch, als ob sie damit ihrem Liebsten sagen wollte: „Hier ist nicht der Ort,

hier ist heilige Stätte!“ Die Andacht will bei Luzius nicht kommen. Drunten im Schiff sitzt Landammann Dolf, und auch er wirft ab und zu einen Blick zu der jungen Luzia von Salis hinüber.

„Ihr Ebenbild ist sie, genau so, wie ihre Mutter selig sieht sie aus. Das gleich schwarze Haar, die gleichen Wangen und die gleichen dunklen Augen sind es...“

So geht der Gottesdienst vorbei. Der Geistliche spricht das Schlüßgebet, erteilt den Segen, und die Glocken beginnen hoch über der versammelten Gemeinde zu summen. Das ist das Zeichen, daß der Gottesdienst zu Ende ist. Luzius Dolf kommt eben die steile Treppe herunter, auf der man vom Vorraum der Kirche auf die Empore steigt. Eine schwere Münze fällt in die Opferbüchse, und Wolfgang von Salis schreitet an ihm vorüber dem Ausgang zu. Dicht hinter ihm kommen Ursula von Salis und Luzia. Sie bleibt aber einige Schritte hinter ihrer strengen Base zurück, und als sie an Luzius vorüberkommt, flüstert sie diesem leise zu:

„Du — heute mittag geh' ich aufs Schloß Bothmar, um 3 Uhr geh' ich zurück und bin um 4 Uhr in der Klaus bei der Landquartbrücke — kommst?“

„Ja, ich komme!“

Am Nachmittag reitet Hauptmann Dolf nach Chur zu einem Waffenkameraden. Luzius und Luzia aber treffen sich auf der Landquartbrücke. Sie wandern Hand in Hand durch blühende Felder, sie geloben sich Treue, und in der Wirtschaft zur Ganda führt Luzius seine Luzia vor allem Volke zum Tanz.

Spät kommt Hauptmann Dolf von Chur zurück. Luzius will eben, das Talglicht in den Händen haltend, die steinerne Treppe empor zur Kammer steigen, als sein Vater durch den finstern Gang geschrillt kommt und ihn in die Stube zurückruft. Dort setzen sie sich an den Tisch. Landammann Dolf ist etwas erregt.



„Du, ich muß Wochen fort.“

„Fort, Vater — wohin?“

„Luzius, ich muß mit andern Hauptleuten des Landes nach dem Weltlin. Man hat den Häuptern Gemeiner Drei Bünde berichtet, der Ritter Jakob Robustelli sei nach seiner ausgestandenen Verbanngszeit ins Weltlin zurückgekehrt. Anscheinend soll er sich gegenwärtig mit einem Anbau an sein Haus beschäftigen. Man vermutet aber, daß er dies nur tue, um die verwegensten Banditen aus dem venezianischen und mailändischen Gebiet ohne Abergewohn um sich zu haben. Das Volk, so sagt man, sei aufgereggt, sehe ein großes Unheil kommen. Von all dem Geschwätz ist natürlich nicht die Hälfte wahr. So sah man vom Rathaus zu Morbegno in der Nacht feurige Flammen zum Himmel fahren, die große Glocke in der Martinskirche zu Tirano, womit sonst nur Sturm geläutet wird, klang von selbst. Viele wollen, wenn sie des Nachts an Gotteshäusern vorübergingen, gesonderte, klägliche und traurige Töne vernommen haben.“

„Und auf das Geschwätz hin, Vater“, erwidert Luzius, „werdet Ihr ins Weltlin beordert?“

„Bub, das Geschwätz kommt nicht von ungefähr, das Volk ahnt etwas. Die Wunderdinge alle sind natürlich Unsinn. Aber weißt, der Robustelli, der ist die Gefahr. Daß er Bünden hast und daß er Weltlin, Vormio und Cläben uns entreißen möchte, weiß man nur zu gut. Ich bin nach Tirano kommandiert, um dort zu untersuchen, was an der Sache ist.“

„Vater, wäre nur das Strafgericht zu Thusis mit dem greisen Priester Rusca nicht so gar schrecklich ins Gericht gegangen. Einen alten Mann zu Tode foltern und wie einen Hund unterm Galgen verscharrnen, das ist eine böse Sache. Er war ein angesehener Priester unserer Untertanen, das vergessen uns die Weltliner nie . . .“

„Gewiß, das war himmelschreiend, du hast recht, doch den Priester Rusca rufen wir nicht mehr ins Leben zurück.“

„Vater, vernünftiger wäre wohl, wenn wir den Weltlinern etwas mehr entgegenkommen würden. Knecht sein ist schwer für ein Volk, das wie wir die Freiheit liebt.“

„Du hast nicht unrecht Bub, doch jetzt ist es so. Übermorgen reite ich. Bevor ich gehe, habe ich noch eine andere Mission. Morgen werde ich, Bub, für dich freien gehen.“

„Vater, Ihr wollt? Ich danke Euch.“

„Ja, Luzius, ich will. Wohl gibt es einen harten Strauß. Doch morgen schon muß es sein, denn Obrist von Salis reitet, wie ich vernommen habe, nächstens auch hinüber ins Tal der Adda. Nur eins möchte ich dir noch sagen. Du bist Rottenmeister, Bub. Üb' jeden Abend mit des Dorfes Mannschaft und schau' darauf, daß alles vorbereitet ist, denn wer weiß — es liegt einfach irgend etwas in der Luft — —!“

Um andern Morgen nach dem Frühstück, Luzius arbeitet mit den Knechten auf dem Acker, gürtet Christen Dolf den Degen um, legt sich die Hauptmannsbinde an und setzt sich den Federhut auf den

Kopf und verläßt das Haus. Verwundert schauen ihm die Leute nach. Er lenkt seine Schritte nach Marschins hinüber.

Dort, in der Wohnstube seines Schlosses, steht Obrist Wolfgang von Salis, die Fäuste in die Hüften gestemmt. Seine Schwester Ursula sitzt am Rocken und blickt mit verweinten Augen zu Luzia hinüber, die hochaufgerichtet vor ihrem Vater steht.

„Soweit ist es mit dir gekommen“, spricht dieser zu seiner Tochter, „schämst du dich nicht, zu tanzen mit einem Bauernbub, inmitten allerlei Gesindel? Solange ich schnaufe, bekommst du den Dorfbub nie mehr zu Gesicht. Sollte aber Wolfgang von Salis, dein Vater, über kurz oder lang abtreten müssen vom Schauplatz der Taten, dann werden andere dafür sorgen, daß du diesen Bauernlümmer dir aus dem Kopfe schlägst. So, jetzt wirst du wissen, woran wir sind.“

„Vater“, sagt Luzia, nicht ohne Respekt, aber bestimmt und sicher, „Luzius Dolf, den tapfersten und bravsten aller Burschen im ganzen Land herum, den liebe ich und werd . . .“

Der Vater läßt sie nicht mehr weiter sprechen, und zornsprühenden Blickes brüllt er sie an:

„Schweig jetzt!“ Und Base Ursula sagt mit weinlicher Stimme:

„Du unfolgsames Ding!“

Luzia will gehen, doch in demselben Augenblick pocht es kräftig an die Tür.

„Herein“ ruft von Salis unfreundlich.

Christen Dolf steht im Rahmen der Tür, um vollends die Stube zu betreten.

„Gott grüß' euch alle“ sagt er und zieht den Hut vom Kopf.

„Grüß Gott, Landammann“ spricht Salis mit einem ironischen Lächeln auf den Lippen.

„Obrist von Salis, ich habe mit Euch zu sprechen — doch — —“

„Doch allein, habt Ihr sagen wollen, Hauptmann!“, unterbricht ihn von Salis, „warum nicht gar, wir haben hier keine Geheimnisse, es sei denn, Eure Mitteilungen seien anderer Natur, als ich ahne; aber ich nehme an, Ihr kommt wohl wegen Euerem Buben und der da!“ Salis zeigt nach Luzia und Hauptmann Dolf tritt näher zu ihm hin und antwortet:

„Ja, so ist es, wegen Luzia komme ich und wegen meinem Bub und weil Ihr soeben saget, daß es hier keine Geheimnisse gebe, will ich Euch offen sagen, Obrist von Salis, daß Luzius, mein Bub, und Euer Fräulein Tochter ein Paar werden möchten und ich bitte Euch, den beiden jungen Leuten keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen.“

Ein höhnisches Gelächter ist die Antwort des Obersten von Salis und seine stolze Schwester Ursula sagt mit erregter Stimme:

„Gescheiter wäre, Ihr würdet Euren Bub zur Ordnung weisen, anstatt ihn noch anzuspornen zu seiner Narretei. Ihr wißt, daß wir Schild und Wappen tragen und daß wir Verpflichtungen unserem Hause gegenüber haben. So wenig, daß Ihr, Haupt-

mann, Ihr, der weitaus reichste Bauer im Land herum, Eurem Bub eine Stallmagd zum Weibe geben würdet, so wenig darf unser Kind einem Manne die Hand zum Bunde reichen, der nicht Schild und Wappen sein eigen nennen darf!"

Christen Dolf hält die Hand an seinen Degenknauf und spricht:

"Schild und Wappen, Fräulein von Salis, gelten heute nicht mehr so furchtbar viel. Der ist vornehm, der ist ein Ritter im freien Land, der treu zur Fahne hält, der seine Volksgenossen liebt, und wenn es sein muß, für sie sterben kann."

Nun wirft Luzia den Kopf zurück und öffnet ihren Mund.

"Ja, Herr Vater, Herr Hauptmann Dolf hat recht. Ich müßte keinen in unserer Sippe, der den Namen Ritter besser verdient, wie mein Luzius Dolf, von dem ich niemals lassen werde."

"Geh' auf deine Kammer, ungerantes Ding", brüllt von Salis seine Tochter an, die hocherhobenen Hauptes das Gemach verläßt. Jedoch zu Hauptmann Dolf gewendet sagt er, indem er seine Arme über die Brust verschränkt. "Ihr wißt nun unsere Meinung. Aus diesem Handel wird, solange ein einziger Salis lebt, nichts werden. Und habt Ihr denn vergessen, daß Euer Bub nicht der erste ist, der am Schloß Marschlins den Schädel eingerammt mit Freiengehn? Ha, Ha . . ."

Nun wird auf des Hauptmanns Stirn die Zornesader sichtbar. Er ballt die Faust und ruft den beiden zu:

"Dieser Schädel ist noch ganz, Herr Oberst, und hiermit gebe ich Euch Kunde, so wahr ich der Christen Dolf von Togis bin, daß ich für die beiden Kinder kämpfen werde bis zu meinem letzten Schnauß."

Christen Dolf verläßt die Stube, und Oberst Wolfgang von Salis ruft ihm nach:

"Kämpf', so lang du willst und kannst für deinen Bauernlümmele, wollen sehen, wer dann auf der

Strecke bleibt. Schild und Wappen und Bauernbube passen schlecht zusammen."

Den ganzen Tag hat Luzius mit den Knechten auf dem Acker gearbeitet, und Hauptmann Dolf hat sich auf den morgigen Tag, auf die Reise ins Weltlin vorbereitet.

Nur flüchtig haben sich Vater und Sohn heute gesehen, beim Mittagessen und am Nachmittag auf dem Feld. Am Abend aber, als Christen Dolf von

der Pia Abschied genommen hat, sitzen die beiden beim Tafellicht um den großen Eichentisch.

"Das Gefecht hat begonnen, Luzius, ja, das gibt ein heißes Ringen, schlichte Bauernmänner gegen Schild und Wappen."

"Was hat von Salis gesagt, Vater?"

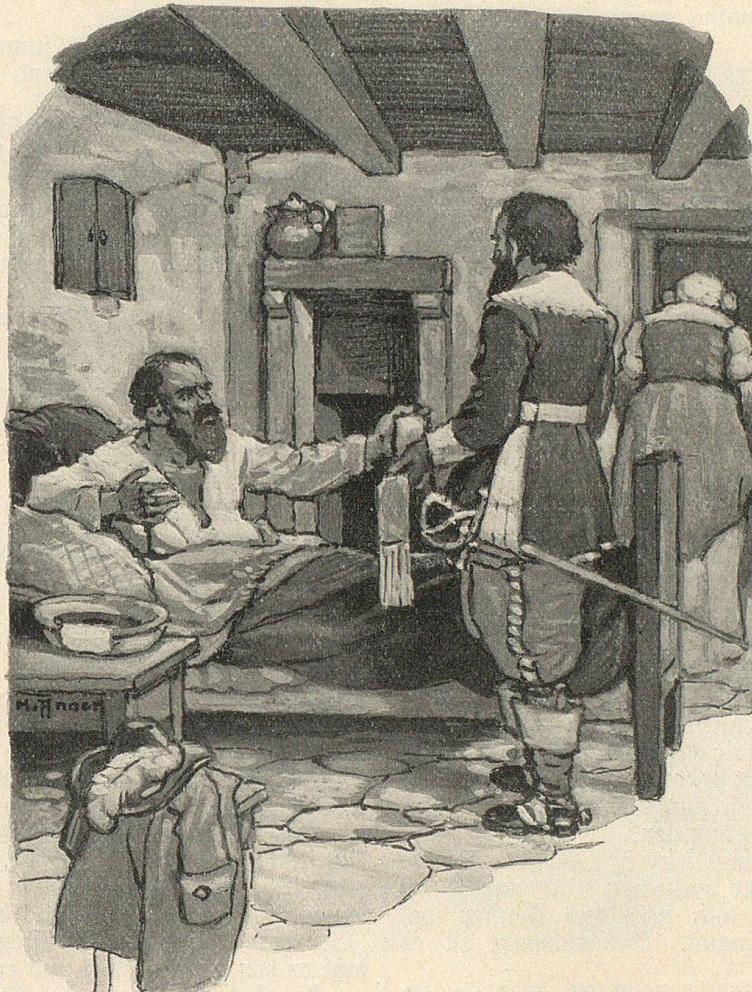
Nun erzählt Landammann Dolf, was sich heute morgen zugetragen hat.

"Vater, ich danke Euch, und es freut mich, daß Luzia so tapfer war."

"Ja tapfer, Bub, ist sie. Die macht ihrem Schild und ihrem Wappen mehr Ehre als ihre Base Ursula mit ihrem grenzenlosen Hochmut und als ihr Vater mit seinem höhnischen, unverzeihlichen Gerede. Doch ich habe rauhe, weite und unwirtliche Pfade vor mir, ich will zu Bettie gehen, morgen in aller Frühe reite ich."

Nach vielen mühseligen Ritten ist Landammann Dolf in Tirano angelkommen. Unauffällig, anscheinend privaten Geschäften nachgehend, studiert er die Mentalität der Untertanen. Von Tag zu Tag beginnt die Überzeugung in ihm zu wachsen, daß etwas Außergewöhnliches im Anzug ist und er entschließt sich, baldmöglichst auf dem kürzesten Weg nach Chur zu reiten, um die Häupter Graubündens zu mahnen, Truppen nach dem Weltlin zu senden.

Eines Abends sitzt er gut aufgeräumt mit andern Bündnern in seinem Quartier, bei seinem Gastwirt Emilio Passerini, in der Wirtsstube beisammen. Es ist der 18. Juli. Der Wind pfeift durch die alten Gassen der Stadt Tirano, und der Regen klatscht und



trommelt an die Fensterscheiben der heimeligen Gaststube. Mit Würfelspiel und Mora vertreiben die Männer sich die Zeit.

«Ottanta, Quaranta — Mora — Mora —» tönt es laut durcheinander.

Plötzlich verstummen die Moraspieler und die andern legen Würfel und Becher zur Seite. Die Tür ist aufgegangen, und ein Offizier steht auf der Schwelle und betritt vollends die Stube. Es ist Obrist Wolfgang von Salis-Marschlins.

„Guten Abend — buona sera“ rufen die Gäste ihm zu.

„Buona sera“ erwidert von Salis, und zu Passerini spricht er befehlend:

„Hat er eine Kammer frei und kann ich meinen Gaul in seinem Stall einstellen?“

„Si, si, Signor.“

„Dann bring er meinen Rappen unter Dach und führ er mich sogleich zu Bette.“

Er reicht dem Wirt Mantel, Hut und Degen und dieser begleitet ihn hinaus.

„Gute Nacht“ und „buono notta“ tönt es ihm nach.

Hauptmann Dolf hat sich von seinem Stuhl erhoben und blickt ihm nach, um sich zu überzeugen, ob er es auch wirklich gewesen sei.

„Ja, er ist es, mein Freund“ Wolfgang von Salis spricht er ganz leise zu sich selbst.

Bald läßt er sich vom Wirt in seine Kammer führen. Am Fenster trommelt immer noch der Regen und nebenan hört man das laute, gleichmäßige Schnarchen eines Gastes.

„Der muß müde sein, der Signor da drüben, daß er so sägt“, sagt Passerini.

„Wer ist's?“ fragt Christen Dolf.

„Ha, der Salis von Marschlins — buono notta“ antwortet Emilio Passerini und verläßt die Kammer.

„So nahe also sind wir beide — nur eine dünne Wand trennt uns“, denkt er, entkleidet sich, löscht das Licht aus und wirft sich auf die Lagerstatt. Der Schlaf will jedoch nicht kommen. Obrist von Salis läßt ihm keine Ruhe mit seinem Schnarchen, und Dolf muß immer wieder an seinen Bub und Luzia denken. Oft springt er auf, steht ans Fenster und blickt in die Nacht hinaus. Rabenschwarz ist es draußen.

Drüben im Städtchen, das Gasthaus liegt ein ziemlich Stück abseits der Stadt, am Ufer der Poschiavino, brennt kein Licht. Er hört das Rauschen des nahen Flusses, das Klatschen des Regens und widerige Schnarchen seines Nachbars. So vergeht eine lange sonderbare Nacht, wie sie Landammann Dolf noch nie durchwacht in seinem Leben. Vom Turm der nahen Kirche Dogano di Madonna schlägt es vier Uhr. Dann beginnt es in der Stadt zu schlagen. Nachher ist es still, sonderbar still.

Christen Dolf beginnt sich anzukleiden. Da — ein Schuß! Er horcht auf und schlüpft rasch in seine Kleider. Wieder ein Schuß durchgellt den frühen Morgen — dann ein dritter und ein vierter. Jetzt wird es lebendig nebenan im Schlafgemach. Christen

hört, wie von Salis aus seinem Betté springt und das Fenster aufreißt und zu sich selber flucht:

„Teufel nocheinmal, Sakrament, was soll das heißen Teufel — Donnerwetter — —“

Hei, jetzt beginnt eine Sturmklöck zu heulen, dann eine zweite und eine dritte, und zwischenhinein ertönt das Geschmetter von Signaltrumpeten.

„Teufel, Teufel, das ist beim Eid der Robustelli!“, flucht von Salis weiter.

Hauptmann Dolf prüft die Pistole und zieht den Degen aus der Scheide.

„Entsetzlich, entsetzlich“, jammert draußen auf dem Gang Emilio Passerini und klopft an die Türen seiner Gäste.

„Steht auf, steht auf“, brüllt er weiter, „es geht gegen Euch, ihr Herren — hört Ihr die Schreie drüben in der Stadt — flieht, sie morden Euch!“

Brüll' Er nicht so!, antwortet ihm von Salis „und hol' Er meinen Gaul gesattelt aus dem Stall.“

Immer deutlicher vernimmt man die entsetzlichen, wehen Schreie. Hauptmann Dolf eilt auf den Gang. Soeben sieht er den Obrist von Salis die steinerne Treppe hinuntereilen. Christen tut es ihm nach. Salis ist in Freie geeilt, um sein Pferd zu holen. Passerini hält den großen Dolf am Arm fest.

„Flieht da hinaus“, und er zeigt nach der entgegengesetzten Seite, und weiter spricht er rasch:

„Flieht dort hinaus, sag' ich Euch, dort zur Hintertür, dann hinauf in den Wald und fort. Auf der Straße sind des Jakob Robustellis Bürgerbanden.“

Hauptmann Dolf sieht durch die offene Haustür, wie Obrist von Salis von vier Banditen umzingelt wird.

„Der ist verloren, wenn ich ihm nicht helfe“, denkt er.

Einige Sekunden besinnt er sich, und in diesen wenigen Sekunden wandert ein Heer von Gedanken durch sein Hirn.

„Soll ich ihn niedermachen lassen, meinen und meines Buben Feind? Wenn der weg ist, wird es mir leichter, für meines Kindes Glück zu kämpfen. — Ich fliehe durch die Hintertür, ich entkomme.“ Dann aber ist ihm, als hätte eine unsichtbare Faust auf seine Brust geschlagen und ihm jemand zugerufen: „Sei kein Böewicht, Christen Dolf!“ Da, plötzlich fällt er den Degen fester und er ruft vor sich hin:

„Ha, hat mich denn der Teufel in den Klauen? Nein, nein, er ist der Vater jener, die mein Bub so mächtig liebt, er ist nicht mein Freund, doch ich muß ihm helfen und wenn es mir auch das Leben kosten würde — sei kein Feigling, Hauptmann Dolf.“

Dann zückt er seinen Degen und springt ins Freie.

„Hallo, ihr verdammten Lumpenhunde!“ brüllt er auf und hält dem ersten seinen Degen auf den Kopf, so daß er für immer seinen Schnauß aufgibt. Dann brennt er die Pistole los. Es ist ein heißes Ringen da draußen auf der Straße. Immer noch sind es drei gegen zwei, und dazu sind diese Italiener verwogene und freche Mordgesellen. Tapfer pariert und schlägt der Obrist von Salis. Nun packt der bärenstarke große Dolf einen der Banditen an der Gurgel

und schleudert ihn mit übermenschlicher Kraft in den nahen Fluß. Die andern fliehen.

„Hallo, schnell die Rossel!“ ruft von Salis und eilt zum Stall. Nur Zaum und Bügel hängt er ihnen um. Ohne Sattel, ohne Bügel reiten sie von dannen, Campocologno zu, dicht hinter ihnen her springen ein halbes Dutzend soeben angekommene Mordgesellen. Mit Sporen und mit Fäusten traktieren Dolf und Salis ihre Tiere. Erst als sie sich vor den Mörtern sicher fühlen, beginnen sie zu sprechen.

„Hauptmann Dolf“, sagt von Salis, „wenn Ihr nicht gekommen wäret, würde ich nicht mehr leben, ich danke Euch.“

„Nichts zu danken, Obrist. Es war meine Pflicht, doch ich — kann nicht mehr“, stöhnt Christen Dolf und bringt den Gaul zum Stehen.

„Was ist Euch, Hauptmann?“

„Ha — der verurteilte Lumpenhund hat mir den Dolch — sah das Blut — und er zeigt nach seiner Brust.“

„Hauptmann, Ihr seid schwer verletzt“, sagt von Salis, springt vom Pferd und hilft seinem Landsmann vom Schimmel steigen.

Salis ruft und pfeift, bis ein Busselauer Bauer, dessen Haus unweit entfernt von der Straße liegt, ihn vernommen hat und zu Hilfe eilt. Er führt die beiden Pferde in seinen Kuhstall und Salis schleppt den Hauptmann in des Bauern Stube und legt ihn auf sein Ruhebett. Er und das Bauernweib waschen ihm die Wunden, aus der fortwährend Blut hervorquillt.

„Geht und lasst uns zwei allein“ sagt von Salis und die alte Frau schleicht auf den Zehen zur Tür hinaus.

„Dolf, könnt Ihr mir verzeihen, tut's, wenn Ihr es könnt — ich hab' Euch schwer beleidigt.“

„Wolfgang von Salis“ antwortet der Schwerverletzte, „ich hab' Euch nichts zu verzeihen, nur um eins möcht' ich Euch bitten: Schaut, mit mir ist's aus, das heißt mit mir nicht — aber mit dem Dolf

von Igis, wie Ihr ihn hier seht. Ich bitte Euch, Obrist, nehmt meinen Schimmel, und meine Waffen — und die Hauptmannsbinde — mit heim. Bringt sie dem Bub — und sagt ihm — der Vater — hab' die Binde in Ehren getragen — und er soll nicht traurig sein — —“

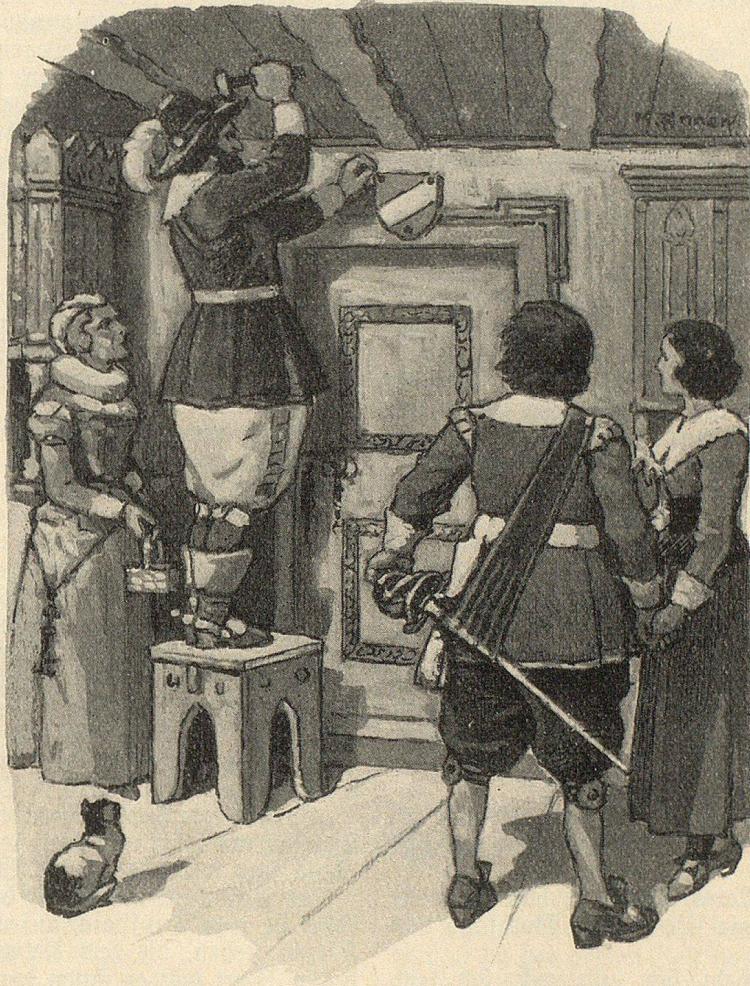
„Ich werd' es tun, ich verspreche es Euch — hier“ und Wolfgang von Salis reicht ihm erregt die Hand.

„Ich danke Euch Obrist — und — sagt ihm auch — er soll nicht verzagen — ich könne jetzt nicht mehr kämpfen — für ihn — und seine — —“

„Hauptmann Dolf — und für seine Luzia, habt Ihr sagen wollen. Schild und Wappen, habt Ihr gesagt, gelten heute nicht mehr so viel, wer tapfer ist, grad und brav und treu zur Fahne hält und seine Volksgenossen liebt und, wenn es sein muß, für sie sterben kann, der ist edel, der ist vornehm, der ist ein Ritter. Ich hab' Euch damals nicht geglaubt und Euch mit Hohn und Spott entlassen. Doch Ihr hattet recht. Mein Schild, mein Wappen haben mir heute nicht geholfen. Ihr Hauptmann, wäret entkommen und ich wäre auch durch die Hintertür entschlüpft, hätt' ich gewußt, daß die Banditen vor dem Gasthaus sich befanden. Dann seid Ihr gekommen, Ihr als Retter. Und nun sollte ich mit Eurem Bub, der Euch das Liebste auf der Welt gewesen, hadern? Ich verspreche Euch, daß ich von Stund an und so lang ich bin und lebe, wachen werde überm Glücke Eures Buben und meiner Tochter.“

Zuletzt richtet Hauptmann Dolf sich empor, so gut er kann. „Das ist der schönste Augenblick, der je in meinem Leben mir beschieden war. So kommen also doch eine Salis und ein Dolf zusammen.“

Dann schließt er für immer seine Augen. Noch am gleichen Tag läßt Obrist von Salis die Leiche des Hauptmanns Christen Dolf nach Poschiavo bringen und gibt dem dortigen Prädikanten Auftrag, sie



ehrenvoll zu bestatten. Er selber aber reitet auf seinem Rappen, begleitet von des toten Hauptmanns Schimmel über den Berninapass ins Engadin und dann der Heimat zu.

Im ganzen Weltlin aber hat der Ritter Robustelli mit seinen Mörfern und Banditen, um seine Heimat von den Bündnern zu befreien, ein entsetzliches Blutbad angerichtet. In Sondrio allein wurden über 140 Personen hingeschlachtet. Als das Volk die Ströme Bluts auf dem Platz vor der Hauptkirche sah, rief Robustelli aus:

„Das ist die Rache für unsren ermordeten Erzpriester Rusca“ und zu dem Bündner Landeshauptmann Travers sprach er höhnisch:

„Deine Herrschaft ist zu Ende, kehre heim;“

Die Bündner Wappen wurden überall ausgelöscht. Es begann die Selbstregierung, und zum Landeshauptmann wurde der Ritter Robustelli, der Bandenführer ernannt.

Luzius Dolf aber bäumt sich auf vor Schmerz und Zorn, als ihm Obrist von Salis eines Nachmittags die Kunde bringt vom großen Morden im Weltlin und vom Tod seines Vaters, und er weint.

„Weine nur, Luzius, du darfst weinen, denn du hastest einen guten Vater, ich will jetzt gehen, am Abend komme ich wieder“ spricht Obrist von Salis und verläßt das Gemach. Um am Abend kommt er wieder; aber nicht allein. Luzia und Ursula von Salis begleiten ihn. Die Dreie treten in die Stube. Am Tisch sitzt Luzius und verbirgt das Gesicht in beide Hände. Neben ihm steht Pia und streichelt sein dunkles Haar.

„Luzius“, spricht Obrist von Salis, „dein Vater hat brav gekämpft. Luzius gib mir die Hand und verzeih.“

Luzius schaut auf, als würde er aus einem langen Traum erwachen, und reicht dem Obrist die Hand.

„Luzius Dolf“, sagt nun Fräulein Ursula und reicht ihm die Hand, „verzeiht auch mir.“

„Wenn ich etwas zu verzeihen habe, verzeihe ich gern —“ gibt er zur Antwort und gibt auch ihr die Hand.

„Steh auf junger Mann, und sag', hast du wirklich mein Kind, die Luzia lieb?“ sagt Wolfgang von Salis.

Der junge Dolf erhebt sich und reckt sich hoch empor. „O, Obrist von Salis — ja — ich hab' sie lieb . . .“

„Nun denn“ gibt er dem jungen Mann zur Antwort, „habt ihr euch, ihr tapferen, treuen Kinder.“

Erst jetzt sieht Luzius Luzia in der Stube stehen. Ein freudiger Laut dringt aus seiner Kehle, und Luzia stürzt sich ihm an den Hals. Obrist von Salis winkt der alten Pia und seiner Schwester Ursula, und leise verlassen sie das Gemach.

„Luzia, Luzia, jetzt bist du mein.“

„Luzius, Luzius, jetzt bin ich dein und dein Vater hat uns all das unsäbbare Glück erkämpft.“

„Ja, mein Vater.“

Schmerz und Freude durchbeben und durchjubeln zugleich die Herzen der beiden jungen Menschen.

Dann setzen sie sich an den Tisch. Bald sprechen sie vom Vater, der jenseits der Bernina sein Grab gefunden, dann aber wieder von dem unsagbaren Glück, das Hand in Hand mit Schmerz und Trauer über die Schwelle des großen Hauses zu Igis geschritten kam, bis die alte Pia leise die Tür der Stube öffnet und Obrist von Salis und Fräulein Ursula in ihrem Rahmen stehen.

„Kinder, kommt hieher“, ruft ihnen von Salis entgegen und er reicht dem jungen Mann des Vaters Degen und die Hauptmannsbinde.

Luzia gürtet Luzius Degen um und legt ihm die bunte Hauptmannsbinde an. Wie aus einem Munde kommt es über die Lippen der beiden jungen Leute:

„Ei — Hauptmann im Bündnerheer!“

Nun wendet sich Obrist von Salis zu Pia mit den Worten: „Gebt mir den Hammer.“

Salis steigt auf eine Stabell und mit kräftigen Schlägen hämmert er ein kleines Schild über die Stubentür.

„Das Salis-Wappen“ ruft Luzia.

„Ja“, antwortet ihr Vater, „unser liebes Salis-Wappen! Es ist hier gut aufgehoben und so oft du es erblickst, Luzia denk' an die Worte des Verstorbenen:“

„Schild und Wappen gelten heute nicht mehr viel, der ist edel, der ist vornehm, der ist ein Ritter im freien Land, der treu zur Fahne hält, seine Volksgenossen liebt und, wenn es sein muß, für sie sterben kann! Nun aber kommt mit mir.“

Salis verläßt die Stube, und verwundert folgen ihm Luzia und Luzius. Sie steigen die steinerne Treppe hinunter. Pia zündet mit dem Licht. Dem jungen Paar folgt Ursula von Salis. Sie verlassen das Haus. Am Himmel brennen des lieben Gottes goldene Lichter. Obrist von Salis lenkt seine Schritte zur Kirche hin. Die Tür des Gotteshauses ist offen, und auf der Schwelle steht der Prädikant von Igi im Talar und schüttelt dem Obrist die Hand.

„Luzius, wir sind Hochzeitsleute“, flüstert sie ihrem Liebsten ins Ohr, und ganz leise, leise sagt sie weiter, „bald sind wir Mann und Weib.“

Der Prädikant nimmt die beiden an der Hand und führt sie zum Taufstein, auf welchem zwei brennende Kerzen stehen, die das kleine Kirchlein spärlich hellen. Dort legt er ihnen die Hände ineinander und sagt feierlich:

„Luzius Dolf und Luzia von Salis von Marschins, wollt ihr euch als Ehegatten angehören, so sprechet Ja.“

„Ja“, sagen beide sicher und bestimmt.

Der Geistliche spricht noch einige treffliche Worte, betet das Unservater, legt ihnen die Hände ineinander und spricht:

„Der Herr segne Euch und behüte Euch, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Euch. Amen.“

Der Prädikant erhebt den einen der beiden Kerzenstöcke und nickt, als ob er damit sagen will:

„Die Feier ist zu Ende, ich will euch leuchten.“

Dann gehen alle, voran der Prädikant, dem Ausgang zu.

„Herr Prädikant“, sagt von Salis zu dem Geistlichen, nicht wahr, Ihr gebt dem Meßmer Auftrag, daß die große Glocke gleich geläutet werde, damit die Männer auf dem Rathausplatz sich sammeln, um aus meinem Munde zu vernehmen, daß die Bündner Fähnlein so rasch als möglich über die Alpen ziehen.“

„Vater, wir selber wollen die Glocke läuten“, ruft Luzia.

„Ja, wir zwei, die Luzia und ich, erlaubt es uns“, bittet Luzius.

„Also denn, geht in den Turm und läutet Sturm!“

„Bum — bum — bum“ tönt es ein paar mal ins Land hinaus. Dann folgen die Schläge immer regelmäßiger aufeinander. Kräftig ziehen beide am Seil. Im Dorf wird es lebendig. Da, wo man sich schon zur Ruhe begeben hat, kleidet man sich an und macht Licht. Überall leuchten die goldenen Augen der Häuser durch die sternklare Nacht. Verwundert schauen die Leute nach dem Turm. Bald ist ihnen, als klinge die Glocke dumpf und traurig wie Grabgeläute, dann wieder wild und stürmisch, als rufe sie das Volk zum Krieg, und jetzt wieder freudig jubelnd, als ging es zu einem Hochzeitsfeste.

„Was bedeutet das?“, hört man da und dort die Leute sagen.

Alles bedeutet es: Sturm, Trauer, Hochzeit! Die beiden, die die Glocke läuten, wissen es am besten.

„Du Luzia“, sagt Luzius, „wir läuten dem Vater die Totenglocke.“

Luzia schaut zu ihm hinüber, und beide lassen für Augenblicke vom Seil. Dann klingt die Glocke traurig, wie Grabgeläute.

„Luzius“, flüstert Luzia ihm ins Ohr, „wir läuten auch unsere Hochzeitsglocke.“

Jetzt tanzen jubelnd die Klänge vom Turm, als wollten sie aller Welt verkünden: „s ist Hochzeit heute!“

Auf des jungen Hauptmanns Stirn zeigt sich eine Falte, und an den Schläfen schwellen die Adern des Zorns. Er denkt an den toten Vater und den Robustelli und seine Mörderbanden. Leidenschaftlich zerrt er am Strang, Luzia tut es ihm nach, so daß ihre schwarzen Zöpfe wild um die Schultern tanzen und Luzia hinunter die brauen Wangen peitschen.

„Das bedeutet Sturm“, sagen die Leute im Dorf und alles, was laufen kann, eilt nach dem Rathausplatz. Dort stehen erwartungsvoll des Dorfes Krieger, und dicht hinter ihnen Frauen, Mädchen, Buben und Greise. Die Glocke verstummt. Vor dem Rathaus stellt sich Obrist von Salis auf und verkündet den Leuten vom Weltliner Mord, und daß die Bündner Fähnlein bis morgen Mittag marschbereit sein müssen. Und als er vom Helden Tod des Vandammanns Christen Dolf berichtet, vernimmt man ein tieftrauriges Gemurmel. Dann erzählt er aber, daß Luzius Dolf die Hauptmannsbinde seines Vaters tragen darf und daß er heute Abend in aller Stille sein Eidam geworden ist. Nun vernimmt man freudige Rufe, die Trauer verwandelt sich in Freude.

Obrist von Salis aber und Ursula wandern dem Schloß zu, und Luzius und Luzia begleiten sie ein Stücklein Wegs. Dann nimmt Luzia Abschied von ihrem Vater und der Base. Sie küssen sich und weinen leise. Dem jungen Hauptmann reichen sie fest die Hände und schreiten dann schweigend nach Marschlins hinüber. Nun sind Luzius und Luzia allein.

„Luzius“, sagt mit zitternder Stimme Luzia, „bald reitest du fort, weit fort — in den Krieg. Komm wieder heim . . .“

„Luzia, ich komme wieder, ich weiß, daß der Herr mich an sicherer Hand führen wird — zurück zu dir.“ Er küßt sie, sie küßt ihn auch, und dann wandern sie wortlos, fest aneinander sich schmiegend, unterm goldbesäten Himmel, ihrem grenzenlosen Glück entgegen.

Zwei Augen.

Im Gottvertrau'n die Zuversicht.
Es träufelt dir ins Herz segnend Frieden
Ringst du der armen Zeit nur ab die Pflicht.
Ob auch das Elend grinst und Blitze krachen
Froh bleib ich, weil besorgt zwei Augen für mich
wachen.

Will Schwermut wieder mich umfassen
In leiderfüllter, kalter Zeit,
Dann streif' ich von mir alles Grollen, Hassens,
Im Glauben an die Macht der Ewigkeit.
Du heiliges Vermächtnis dieses Lebens
Du bist des Daseins höchstes Ziel,
Du bist der Gipfel meines ganzen Strebens,
Schon gabst du Treue mir und Liebe viel.
Drum steur' ich durch die Brandung froh im Nachen
Ich weiß ja, daß für mich zwei Augen intmer wachen.

Hans Muggli.

Wenn ich, von aller Welt verlassen,
Nur die Grinn'rung zum Geleit,
So achtlos schreite durch die Gassen,
Wo sonnig mich umgab einst Jugendzeit,
Klärt ein Gedanken treu in banger Stunde
Dann segensreich den Frieden ein,
Und legt sich eine Hand auf meine Wunde,
Der Schmerz versinkt in alter Liebe Schein.
Es kann das Elend selbst mich glücklich machen
So lange trenbesorgt zwei Augen für mich wachen.

Heut weiß ichs, daß das Glück der Erde
Nur liegt in der Zufriedenheit. —
Hoffst du, daß deine Seele selig werde
Verzicht' auf menschliche Gebundenheit.
Dann nur alleine findest du hienieden